

Vor 50 Jahren, oder was Jakob Knuchel von Knorzigen mit seiner Familie an der Gründungsfeier alles erlebte

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 36

PDF erstellt am: **11.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648006>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vor 50 Jahren

oder Was Jakob Knuchel von Knorzigen mit seiner Familie an der Gründungsfeier alles erlebte

Jakob Knuchel von Knorzigen konnte nichts dafür, daß seine Heimatgemeinde so hieß, aber man durfte doch, ohne ihm schreiendes Unrecht zu tun, diesen Namen mit einer seiner Haupteigenschaften in Verbindung bringen und wenn er sich darüber beleidigt gezeigt hätte, so würden ihn die Knorziger auf den Stockzähnen ausgelacht haben. Im übrigen war Jakob ein gerader Berner von der rechten Sorte und verdankte seinem Schicksal, welches ihn vom Schulmeistertum in den Bauernstand geworfen hatte, einen über die Gemeindegrenzen hinaus reichen Horizont. Er war langjähriges Mitglied des Gemeinderathes, der Schulkommission und aller Komites, welche im Zeitraum von 30 Jahren ihre rastlose Thätigkeit entfaltet hatten. Auch war er beliebt als geschätzter Mitarbeiter ländlicher Preßprodukte.

Seine Ehefrau Elisabeth hatte ihm eine ganze Bande Buben und Weitschen in die Welt gestellt und hielt das Steuer fest in der Hand in Haus und Hof, Küche und Keller.

Angeblickt der zahlreichen Nachkommenschaft, deren Appetit immer größer wurde, und deren Gliedmaßen immer mehr Tuch und Leder zur Bekleidung verlangten, zürnte es Elisabeth nicht, daß ihr Mann Sorge trug zu ihren sieben Bagen, auch wenn ihr die Täubi oft bis in die gut bewaffneten Fingerspitzen fuhr, so oft sie ihre Zunge in die schnellste Gangart bringen mußte, um ihrem Mann einen neuen Zaunstecken oder einen neuen Waschkübel abzurufen. Die Hauptsache war: sie verlangte nie etwas Unvernünftiges und ihre Bemühungen hatten gewöhnlich den gewünschten Erfolg.

Im Sommer 1891 war aber fast nicht mehr mit ihm zusammen; allen wohlmotivierten Petitionen seiner Ehefrau um Kreditbewilligungen setzte er den stereotypen Satz entgegen, er habe seiner Familie versprochen, mit ihr nach Bern an die Gründungsfeier* zu gehen; bis dahin dürfe er absolut kein Geld mehr ausgeben, sie hätte keine Ahnung, was ihn dieses Fest kosten werde.

Jakob freute sich schrecklich auf diese Feier; er hatte bis jetzt keinen größern Markttag in Bern verfehlt und war stolz darauf, die Stadt gut zu kennen und seinen Angehörigen als kundiger Führer dienen zu können. So im Geheimen zupften schon die kleinen lustigen Geister, Feststimmung genannt, an ihm herum und er war mit sich darüber ganz im Reinen, daß er mit der Versuchung, zu Ehren seiner lieben Stadt Bern ein wenig über die Schnur zu hauen, sich in keinen langen Kampf einlassen werde.

Jakob hatte auch Gelegenheit gehabt, sich um das Gelingen des historischen Zuges verdient zu machen. Er besaß nämlich von den Großeltern seiner Frau her noch einen etwa 100jährigen, gut erhaltenen Pferdekomet, der, wie Jakob oft zu rühmen pflegte, das Pulver im Graubolz auch schon gerochen habe. Ein gelehrtes Komitemitglied war selbst nach Knorzigen gekommen zur Besichtigung dieses Familienstücks und habe, wie Jakob nachher erzählte, sich geäußert, er habe noch nie einen historischen Kommet gesehen. Jakob stellte denselben gerne zur Verfügung, aber nicht ohne seine Liebe zu Alterthümern und sein Verdienst um Erhaltung dieses Exemplars, ohne das offenbar die Gründungsfeier nur halb gelingen würde, gehörig ins Licht zu setzen. Im Geheimen hatte er am Kommet ein Zeichen angebracht, damit er denselben im Zug gleich wiedererkennen und den Umstehenden über die Herkunft desselben berichten könne.

Jakob Knuchel nahm die Sache sehr gewissenhaft und bereitete sich aufs Beinlichste auf die Gründungsfeier vor, indem

er vom Pfarrer die Festliteratur, Festspiel, Personen des Festzuges usw. entlehnte und von seinen schulpflichtigen Kindern abschreiben ließ. Er wollte sich nicht schon vor dem Fest in Kosten stürzen, er komme dann noch früh genug um sein Geld. Das Festspiel lernte er fast auswendig und legte sich die einzelnen Szenen zurecht, wie dieselben etwa am besten und wirksamsten aufgeführt werden könnten.

Die Dichtung gefiel ihm gar wohl, doch hatte er hier und dort einige Bedenken; als Ehrenmitglied der Liebhabergesellschaft von Knorzigen durfte er sich schon ein Urtheil erlauben.

Bei der Gründung Berns konnte er nicht begreifen, wie es sich mit der Bezahlung der Rechnung für die Bauten verhielt. Das Festspiel enthielt hier nach seiner unmaßgeblichen Meinung eine Lücke, der Dichter hätte wenigstens andeuten sollen, daß der Finanzpunkt reglirt sei; das sei doch stets der wichtigste Punkt in jeder geordneten Gemeindeverwaltung. Vielleicht aber, meinte Jakob scharfsinnig, habe der Dichter gerade damit ein Motiv schaffen wollen für Berns Zerrüttung und Niederlage von 1798.

In jeder Rede, welche Jakob Knuchel hielt, war es nun im Gemeinderath, oder an der Spritzenmusterung, am Schuleramen, oder an der Flugprobe, sprach er von seiner „unmaßgeblichen Meinung“. Diese Bezeichnung zeuge, so dachte er, für Denjenigen, der sich ihrer bediene, von Bescheidenheit im Auftreten, Objektivität des Urtheils und parlamentarischem Takt.

Besonders gut gefiel ihm die Laupengruppe, und sein Jüngster, der Gottlieb, mußte die Rolle des Knaben auswendig lernen und ihm sie alle Abend vor dem Bernachten auf dem Bänklein vor dem Hause aufsagen, wobei dann der Vater die andern Rollen übernahm. Etwas Bedenken verursachte ihm die Frage, wie es möglich sei, daß ein schulpflichtiger Knabe so ohne Weiteres in eine Schlacht davonlaufen könne. Als langjähriges Mitglied der Schulkommission von Knorzigen könne er sich eines ähnlichen Falles nicht erinnern. Er würde jedenfalls, wenn er je ein solch' seltenes Vorkommniß zu beurtheilen hätte, beantragen, es sei mit Rücksicht auf die außerordentlichen Verhältnisse und auf den Umstand, daß es dem Knaben in erster Linie nicht um das Schwänzen der Schule zu thun gewesen sei, von einer Bestrafung desselben Umgang zu nehmen.

Von der Murtengruppe war Jakob Knuchel sehr eingenommen. Das müsse prächtig werden, wenn da die Burgunder kommen, diese feigen Memmen, und beim Herannahen der Schaar Bubenbergs sich schleunigst davon machen. Er habe früher, als er noch die Schulmeisterei betrieben, die Zeiten der Burgunderkriege besonders lebhaft geschildert und dazu ein Buch benützt, das weit und breit kein Lehrer gehabt habe, ein Freund habe es ihm aus einer Bibliothek in Bern verschafft. Einmal sei dann der Schulinspektor gekommen und da habe er in der Geschichte mit der Murtenschlacht glänzend bestanden. Der Herr Inspektor beliebte aber mitunter in seiner Fragestellung kleine Seitensprünge zu machen und habe dann plötzlich gefragt, ob Jemand wisse, was Murtenkabis sei. Alles still. Der Lehrer Jakob Knuchel habe seine Knaben aufgemuntert, sie sollten sich doch besinnen, das wisse ja hierzulande jedes Kind. Endlich habe ihm ein kleiner Junge, der sich sonst mit dem Handaufheben nicht zu ermüden pflegte, Rettung gebracht. „I weiß, was Murtenkabis isch, das isch Murtenkabis!“ dabei griff er in seine Westentasche und hielt triumphirend einen angebrannten Cigarrenstummel in die Höhe.

Wenn Jakob Knuchel solche Reminiscenzen aus dem Schulmeisterleben zum Besten gab, so versicherte er sich vorher genau,

* Im Volksmund das Jubiläum genannt.

ob nicht im oder ums Haus herum ein schulpflichtiges Ohr lausche. Seit diesem Vorfall habe die Murterschlacht für ihn immer einen narrotischen Beigeschmack.

Wenn er, laut deklamierend, beim Schluß dieser Gruppe angelangt war, wo die Knaben das: „Ich hab' mich ergeben“ anstimmen, so sah er in seiner Vorstellung die Knaben vor sich, und da diese Szene heimelige Erinnerungen aus der Schultube in ihm wachrief, so begnügte er sich nicht mit dem lauten Lesen des Liedes. Er nahm die Geige von der Wand, blies ein wenig den Staub weg und hob an, das Lied mit kräftigen Strichen zu begleiten. Er sang dazu die zweite Stimme und arbeitete sich dabei in einen solchen Eifer hinein, daß er bei den Pianostellen sssst machte und, wenn der Gesang kräftiger anschwellen sollte, mit den Füßen dazu stampfte.

Mit der Reformation, wie sie im Festspiel dargestellt war, konnte sich Jakob nicht befreunden, das seien trodene und schwer verständliche Gespräche. Er meinte, die Reformation biete ja lebhaft und kriegerische Bilder genug, und solche hätte der Dichter wählen sollen. Das Blündern eines Klosters, das Durchprügeln katholischer Priester, die Verfolgung von Protestanten hätten sich nach seiner Meinung wirksam darstellen lassen.

Den „Uebergang“ las er am häufigsten. Hierbei machte seine Gemüthsverfassung alle Stadien durch, zuerst das drückende Gefühl eines herannahenden Unglücks, ein fröhliches Aufleben, wenn in der allgemeinen Muth- und Rathlosigkeit mannhafte Worte ertönten, Aufwallen des Bornes, wenn er lesen mußte, wie schmächtig der Rath den greisen Schultheissen im Stich ließ. Im Stillen nahm er sich vor, mit dem Rathsherrn, welcher die Berathung mit der Erklärung schließt: „Der Rath tritt ab“, nachher noch ein ernstes Wort zu sprechen.

Bei der Schlußgruppe war er noch im Zweifel, wie sich dieselbe ausnehmen würde. Er meinte, es sei heutzutage eine kitzlige Sache, die Gegenwart auf's Tapet zu bringen und die Darstellenden so schöne Worte sprechen zu lassen. Es gebe immer Leute, welche sagen werden, das sei nicht die Gegenwart, die sei ganz anders.

Wie der musikalische Theil des Festspiels aussehen werde, davon konnte er sich keinen Begriff machen; er kenne zwar auch etwas vom Singen, und als Chordirigent habe er auf ländlichen Gesangsfesten manchen Eichenfranz erringen helfen. Einmal habe er sogar ein größeres Tonwerk mit Soli und Klavierbegleitung einstudirt; wie die Aufführung heranrückte, sei der erste Tenor nach Amerika ausgewandert und Alles sei in's Wasser gefallen.

Die Tage des Festes nahten heran. In Knorzigen war von Festfieber nicht viel zu spüren. Nur die Frauen, welche Gemüse und Früchte nach Bern auf den Markt führten, konnten nicht genug rühmen, wie gute Geschäfte sie machten. Alles werde ihnen rübis und stübis weggekauft. Frau Knuchel meinte, was wohl die Berner glauben, wer ihnen das Alles wegessen werde, es werde doch nicht die halbe Welt nach Bern stürmen.

Auch sie hatte ein schönes Stück Geld gelöst und sich etwas davon bei Seite gelegt für den Fall, daß ihr Mann am Fest plötzlich den Rappel bekommen und sagen sollte, sie müßten heim, er habe kein Geld mehr.

Es kam dem Jakob Knuchel sehr unbequem, als er vom Gemeinderath Auftrag erhielt, sich am Mittwoch vor dem Fest wegen einer Vormundschaftsangelegenheit nach Bern zu begeben. Die Auslagen würden ihm zwar vergütet, aber es gebe dort allerlei Ausgaben, da ein Schöppllein, dort ein Schöppllein, das man dem Gemeinderath nicht notiren dürfe. Zudem sei es doch etwas strub für ihn, zweimal in der gleichen Woche nach Bern zu gehen. Item, er mußte hin und so spannte er am Mittwoch seine Risi, die wohlgenährte braune Mähre, an's Wägel und fuhr nach Bern, unterwegs überlegend, wie er wohl seine Gemeinde am wohlfeilsten aus dem verfluchten Vormundschaftshandel ziehen könne.

Die Amtsgeschäfte nahmen ihn den ganzen Tag in Anspruch, so daß er erst Abends dazu kam, sich die Stadt noch ein wenig anzusehen, welche er in dem prächtigen Schmuck und der neuen Beleuchtung fast nicht wiedererkannte. Wie er nun so durch die Stadt schlenderte und vor jedem Tramwaysignal zusammenschrak, da der Ton ihn an's Feuerhorn von Knorzigen mahnte, verspürte er plötzlich einen sanften Rippenstoß und erkannte als dessen Urheber den Rieder Friß, einen alten Bekannten, mit dem er seiner Zeit in der Garnison Freud und Leid getheilt hatte. Dieser schlug einen Spaziergang nach dem Festplatz vor und Jakob fand diesen Gedanken sehr vernünftig; nach einer vorherigen Refognoszirung könne man sich dann im Festgestürrn besser orientiren. Eben war eine Probe auf der Festbühne zu Ende gegangen, und das zahlreiche Publikum zog nach der Festhütte, welche sich in der elektrischen Beleuchtung prächtig ausnahm und wo zum ersten Mal die Konstanzer konzertiren sollten. An einem der bequemen und soliden Tische nahmen die beiden Freunde Platz und prüften mit kritischer Zunge den Festwein. So gut wie am Schießer anno 1885 sei er nicht, meinten sie, aber es habe eben schon gar lange nicht mehr einen ordentlichen Tropfen gegeben.

Spaziergänger aus der Stadt, Mitwirkende am Festspiel, Fremde hatten sich zahlreich in der Festhütte eingefunden und hielten dort ihre Sitz- und Weinprobe ab. Da plötzlich — Jakob Knuchel hatte den Wein schon bezahlt — plötzlich, wie auf einen Schlag: Allgemeine Finsterniß! Nun, einen solchen Spaß könnte man sich auf wenige Minuten gefallen lassen, aber fünf, zehn Minuten verstrichen, die Finsterniß blieb ganz gleich intensio. Jakob war ganz aus dem Häuschen, doch sah er ein, daß Schimpfen nichts half und auch mit Zündhölzchen war nicht viel zu machen. Er tappte nach seinem Glas, nahm noch einen kräftigen Schluck, und entfernte sich, ohne nur von seinem Freunde Abschied zu nehmen. Jakob war „taub“ und ganz Bern mußte diese Täubi fühlen. Das sei doch keine Manier, ein Fest so anzufangen, aber den Bernern möge er's gönnen, die hätten sich den lehen Fingen verbunden; wenn man im Land herum vernehme, wie man in der Festhütte um seinen Wein komme, dann gehe kein Bein nach Bern. Hoffentlich seien nicht alle Leute so dumm gewesen wie er, daß sie den Wein zum Voraus bezahlt hätten. Es war bei ihm nun eine abgemachte Sache: der Jakob Knuchel von Knorzigen geht nicht an die Gründungsfeier! Unter diesen Selbstgesprächen kam er in den „Sternen“, wo er eingestellt hatte, ließ anspannen und fuhr, ohne dem Stallknecht ein Trinkgeld zu geben, von dannen.

Am anvern Morgen gab es Aufregung und Thränen bei Knuchels. Alles Zureden und Vorstellen half nichts. Frau Knuchel zählte ihrem Mann auf, wie sie extra auf das Fest einen neuen Rock bekomme; für ihn habe sie eine Rutte in Arbeit, für Stini habe sie einen neuen Hut gekauft, für Hans ein Paar Schuhe, das Rößgeschirr sei neu reparirt und gewischt und das Wägelein frisch angestrichen; man müsse seine Sachen zeigen, so lange sie noch neu seien und nicht erst dann, wenn man sie aus der Rumpelkammer hervorholen müsse, wie er seinen verrückten Kommet. Wenn's dann nicht flappe mit dem neumodischen Licht in der Festhütte, so würden in Bern wohl noch ein paar Tropfen Petrol zu finden sein; die Berner hätten sich immer noch gut drausgezogen.

Am ungemüthlichsten war es bei dieser Situation dem Jakob zu Muthe, der nicht gewohnt war, mit seiner Familie mehr als ein paar Stunden andauernde Konflikte durchzumachen. Die Sache strengte seinen Kopf an und nahm ihm den Appetit.

Unter seinen ältern Kindern machte sich offene Opposition geltend. Hans, der älteste, erklärte, er gehe gleich, er sei groß genug, um durchzukommen und Risi, welche Pächters Christian gern sah und ihm ihre Sympathie auf dem Tanzboden durch schnippisch herabgezogene Mundwinkel und besonders kräftige Rippenstöße kund zu geben pflegte, hoffte, der Christen werde

nicht immer der gleiche Lappi sein und sie einmal z'grächtem einladen. Wenn er nur nicht gleich ob jedem Gränni, das sie ihm mache, davonlaufen wollte, sie könne ihm doch nicht gleich um den Hals fallen, es müsse eben Alles seine Zeit haben; man kaufe keine Kax im Sack, geschweige denn so einen Schlusi von Mann.

So herrschte eine Zeit lang eine ungemüthliche Stimmung bei Knuchels; der Vater hässig, die Mutter gekränkt und die Kinder im Begriff, im Geheimen auszubrechen.

Am Donnerstag hatte Jakob einen Gang auf die Gemeindefreiberei zu thun und traf unterwegs den immer lustigen Doktor. „Wo fehlt's, Jakob, was suchst du am Bode?“ rief ihn dieser an. Es ging nicht lange, so hatte Jakob dem Doktor sein ganzes Leid geklagt und dabei besonders betont, er könne unmöglich von seinem Entschluß abgehen; das sei schon jetzt ein Sturm in Bern, nichts sei vorbereitet und da wolle er's nicht riskiren, mit seiner zahlreichen Familie hinzugehen. Der Doktor sprach ihm zu; da werde am Fest sicher Alles wie am Schnürli gehen; aber Jakob blieb fest. Als alles Zureden nichts half, nahm der Doktor den Jakob bei Seite und fing nun an zu erzählen, er wisse ganz genau, wie es sich mit der Mittwochsfinsterniß verhalte. Er habe es von einem Freunde erfahren, der im Beleuchtungskomite sei und die Sache also wissen müsse. Man dürfe es aber nicht weiter sagen, um das Publikum, welches an jenem Abend in der Festhütte gewesen sei, nicht zu erzürnen. Das Komite habe nämlich mit dem Publikum eine Probe anstellen wollen, wie es sich in der Festhütte beim Eintritt plötzlicher Finsterniß verhalte. Man hätte Befehl gegeben, auf eine bestimmte Zeit das Licht abzustellen, und Jakob Knuchel könne sich noch meinen, daß er diesen interessanten Versuch habe mitmachen können. Das Publikum, darunter also auch Jakob, hätte sich übrigens so musterhaft benommen, daß weitere Proben nicht mehr nöthig seien. „Das sieht sich noch“, meinte dieser, dankte dem Doktor für die Auskunft und ging wohlgemuth nach Hause. Jakob glaubte dem Doktor Alles auf's Wort; das seien versorgte Leute, diese Berner, daß sie an Alles denken.

Bei Knuchel herrschte große Freude, als der Vater verkündete, man gehe jetzt doch nach Bern.

• • •

Nach der gelungenen Verfinsterungsprobe vom Mittwoch konnte nun das Komite getrost den elektrischen Strom schießen lassen und wirklich bot sich dem Publikum kein Anlaß mehr wie am Mittwoch, um seine Kaltblütigkeit und Ruhe an den Tag zu legen.

Die Kostümprobe vom Donnerstag verscheuchte endgültig die bangen Gefühle, welche ängstliche Gemüther noch etwa zu beherrschen vermochten; eine feste Zuversicht griff Platz, daß das Fest wohl gelingen werde, eine stolze Freude, daß Bern seinen Einwohnern und den herbeigeeilten Festgästen etwas Gediegenes bieten werde, fing an, Alle zu beleben und spornte die Säumigen, welche mit irgend einer Arbeit noch nicht ganz fertig waren, zu emsigem Schaffen an.

Der Donnerstag Abend charakterisirte sich für die Festhütte als „Belastungsprobe“. Die Bänke und Tische wurden auf ihre Solidität geprüft, die Dekorationen auf ihre geschmackvolle Anordnung, der Festwein auf seine Realität, die Kellnerinnen auf ihre Behendigkeit, die Komitemitglieder auf ihr schneidiges Auftreten. Den stillvergnügten Gesichtern in der Festhütte nach zu schließen, muß auch diese Probe gut ausgefallen sein und Alle gingen mit dem Eindruck nach Hause: Dort in der Festhütte auf dem Kirchhof ist gut sein!

Der Freitag war der Tag der letzten Feile. Raftlos ist Alles thätig in der Stadt und auf dem Festplatz. Die Komitemitglieder haben gleichsam ihr Zivilleid abgelegt; ihr Auftreten ist militärisch stramm, die Sprache Lapidarstyl; motivirt und

raisonnirt wird nicht mehr; es gilt nur noch der knappe, unwiderrufliche Befehl. Im alten Klosterhof kochen die Schützen ihren Spaß und auf dem Festplatz ist Alles fix und fertig. An der Kasse thut sich schon ein kleines Gedränge kund; die Ausgaben, welche bis jetzt sich breit gemacht haben, müssen nun auf einige Tage den Einnahmen weichen. Um 8 Uhr kommen die lieben Konstanzer und, wie wenn der Boden mit elektrischen Strömen durchzogen wäre, rüttelt und schüttelt diese Musik die Zuhörer. Das Töchterchen trippelt mit den Füßchen unter dem Tisch und probirt, ob der Walzer gut sei, der junge Wehrmann stampft das Marschtempo, daß der Boden zittert, die Mamma probirt mit den durch die Hausarbeitsarbeit etwas steif gewordenen Fingern, ob sie wohl diese Phantasie auf dem Klavier noch spielen könnte, und der Papa trällert fröhlich eine ihm bekannte Melodie mit. Hier und dort bemerkt man bereits Festbesucher, und wenn einer ein roth-schwarzes Lätzlein im Knopfloch trägt, so heißt es gleich: „Aha, ein Ehrengast; der wird morgen die Augen schön aufthun, wenn er das Festspiel sieht.“

Allgemeine Sorge bereitete nur noch das Wetter und niemals mußte das Bernerpublikum genauer, wie viel Quadrat-kilometer Gewölk oder Sternenhimmel das Firmament aufzuweisen hatte, als am Freitag Abend.

Eine seltsame Rivalität machte sich allmählich zwischen den beiden Festhütten geltend, welche doch nach Größe, Zahl der Plätze, Dekoration genau übereinstimmten. Je nach dem Zweck, den man gerade verfolgte, schieden sich die Besucher nach den beiden Hütten aus. Die „Waldbhütte“ war die offizielle Hütte, der große Gesellschaftsalon, dort trafen sich die Spitzen der Komites, die Ehrengäste, die Vertreter der Presse, und wer sonst etwa mit goldenen Fransen oder einem Zylinder behaftet war.

Die „Stadthütte“ war die Karisir-, Kneip- und Schmollhütte. Dorthin verzogen sich die liebenden Pärchen oder solche, welche es werden wollten; dort schlugen die Studenten ihr Lokal auf, und wenn eine energische Schöne mit ihrem Begleiter in der „Waldbhütte“ uneins wurde, so stampfte sie trotzig, jetzt gehe sie erpreß in die andere Hütte. Zwischen beiden Hütten mogten die „Neutralen“ hin und her, bald dieser, bald jener einen Besuch abtathend.

Die verschiedenen Vereine hatten vorsorglich ihre wägbaren und im Hüttenleben erfahrensten Mitglieder nach dem Festplatz beordert mit dem Auftrag, für die Vereinsmitglieder und ihre Angehörigen eine gut gelegene table de réunion ausfindig zu machen, wobei oft lustige Zufälle mißspielten.

So wird wohl kaum eine schriftliche Abmachung zwischen Helvetern und Zofingern stattgefunden haben, daß diese beiden Verbindungen, deren Annäherung auf weniger als 10 Schritte ohne darauffolgende Explosion man sich von Alters her gar nicht denken konnte, in der Festhütte zwei dicht neben einander befindliche Tischreihen besetzt hielten. Man konnte hier und dort Leute, welche das Bedürfniß nach lärmender Unterhaltung hatten, sagen hören, sie wollten sich in der Nähe der Studenten niederlassen, dort sei jedenfalls das Feuer bald im Dach. Diese Leute warteten umsonst, sie wußten offenbar nicht, daß die Studenten kurz vorher Gelegenheit gehabt hatten, ihrer Sympathie zur Polizei Ausdruck zu geben. So hatten sie vorgesorgt, um sich dann ungestört der Festfreude hingeben zu können.

Der Samstag kam und strahlend stieg die Sonne hinter den ewigen Firnen empor, ein Freudenfeuer für Stadt und Land, ein Signal, daß Alles von Nah und Fern sich aufmachen sollte nach der freundlichen und gastlichen Feststadt.

Es waren noch nicht viele Sonnenstrahlen nach Anorzen gedungen, so stand Jakob schon vor dem Haus, zog das Wägel aus der Kemeise hervor und schaute im Stall nach, ob „Risi“ seine Festportion Hafer erhalten hätte. Auf dem Land macht man beim Verreisen nicht viel Umstände. Alle erschienen rechtzeitig, schmuck angezogen und mit gesunden, fröhlichen Gesichtern beim Frühstück, das Chacheli Kaffee mit Zubehörde war

Fortsetzung auf Seite 888.

Erde zu holen. Eben weil sie von der letzten Stätte eines braven, energischen Mannes stammte, hatte dieser Händ große Wirkung — Erde von Frauen- oder Kindergräbern, oder von Personen, die in ihrem Erdenleben ihre Pflichten nicht erfüllten, ist gänzlich nutzlos. Sorgsam trug die Frau die Erde in den festgeschlossenen Händen nach Hause. Nichts durfte sie sprechen, keinen Gruß erwidern, und auch nicht zur Seite oder rückwärts blicken. Sie merkte, wie die Erde in ihrer Hand sich zu rühren und bewegen begann. Zu Hause legte sie sie sorgsam in eine Ecke: „Du mußt mir helfen“, sprach sie immer wieder zum Erdbäuflein. „Du mußt mir helfen.“

Die Frau, die ihrer Nachbarin auf diese Weise beistehen wollte, ist unter großen Kämpfen gestorben. Wer an die unsichtbaren Kräfte langt, hat einen harten Tod. Man hatte die Frau bereits vergessen. Da sah die Frau, die noch immer Gräber besorgte, eine schwarze Frauengestalt von einem Grab zum andern schreiten. Das war ja die Verstorbene! Sie setzte nicht

etwa einen Fuß hinter den andern und ging so durch die Gräberreihen: nein, sie glitt durch die Luft, knapp über dem Boden hin. Alle Pforten zum Friedhof waren geschlossen. Die Frau trug die Schlüssel auf sich. Wie also war die Gestalt hier herein gekommen? Da, plötzlich war die Erscheinung verschwunden. Die Frau blickte zum Friedhofstore hin: da sah sie die Gestalt durch die Stäbe hindurch schlüpfen.

Eine Stunde später kehrte die Frau in die Hütte zurück, in der sie ihr Werkzeug aufbewahrte. Da sah sie die Schlüssel des Friedhofes hier an einem Nagel hängen. Und in einer Ecke kauerte eine schwarzgekleidete Frau. Das war die Erscheinung, die sie auf dem Friedhof gesehen! „Ja, ja“, stammelte die Frau, „was habt Ihr auf dem Friedhof gemacht? wie kommen die Schlüssel hieher?“ Und ihr Herz schlug vor Schrecken bis an den Hals hinauf. Da zischte es plötzlich auf: ein Schwefelgeruch verbreitete sich im Raum. In dichten Nebel gehüllt stand die schwarze Frau da. Und ihrer Hand entglitt dunkle Erde.

Fortsetzung von Seite 877: Vor 50 Jahren.

bald versorgt und nachdem Alle Platz genommen, knallte Jakob mit der Peitsche und hinaus ging's in den frischen Morgen. Unterwegs trafen sie viele Bekannte, dichter und dichter wurde der Zug der nach der Stadt fahrenden Fuhrwerke und Jakob war froh, als er im „Sternen“ für sein „Lisi“ und das Fuhrwerk noch ein Pläklein gefunden hatte.

Lisi, die älteste, war nicht in der rosigsten Gemüthsverfassung. Christian hatte sich in den letzten Tagen gar nicht mehr gezeigt und wie sie hörte, habe er sich in eine Gruppe des Volksfestes anwerben lassen. Diesen Hochmuthsteufel, der offenbar in Christian gefahren sei, wolle sie ihm dann schon austreiben.

Jakob Knuchel pilgerte gleich nach seiner Ankunft in Bern nach dem Festplatz und es wurde der Frau ganz bange, als sie in den Völkerstrom gerieth, welcher sich von der Stadt nach dem Kirchenfeld wälzte. Die Preise der Plätze machten dem Jakob etwas Magenweh, aber er sagte sich, er müsse doch Sitzplätze nehmen, das lange Stehen möge er nicht mehr vertragen, und die beiden Aeltesten, Hans und Lisi, könnten die Kosten aus ihren Sparhafen bestreiten.

Mit Hülfe der Ellbogen arbeitete sich Jakob ziemlich rücksichtslos bis zur Kasse durch und dort postirte er sich hin wie Einer, der nicht so bald wieder vom Platze zu weichen gedenkt. Er setzte nun dem Kassier auseinander, warum er keinen Stehplatz nehmen könne, auch der Sitzplatz dürfe nicht allzu weit entfernt sein, da es mit seinem Gehör nicht mehr am besten stehe, der Professor habe ihm gesagt, das Trommelfell sei zu dick; so hätte Jakob noch lange fortgefahren, wenn ihn nicht der ungeduldige Kassier aufgefordert hätte, seine Plätze zu kaufen und mit seinem dicken Trommelfell den andern Leuten Platz zu machen.

Mit guten Billets versehen, suchte Jakob mit seiner Familie sogleich die Plätze auf; bald erdröhte der Kanonenschuß und das Festspiel nahm seinen Anfang. Nach der ersten Gruppe meinte Jakob: „Nei, nei, das isch nid müglic, nei, wie isch das schön.“ Anfangs hatte er sein abgegriffenes Festbestmanuscript zur Hand genommen. Als dann aber die gedruckten Festhefte herumgeboten wurden, kaufte er sich schnell ein solches und ein zweites seiner Frau, sie solle da nachlesen, etwas so Schönes sehe sie ihrer Lebtag nicht mehr. Nun folgten die malerischen Kriegsbilder Laupen, Murten, dann die Reformation, das Graubolz, bis endlich der Schluß kam, das Vaterlandslied ertönte, in welches die Männer stehend und entblößten Hauptes einstimmten. Jakob Knuchel verrührte sich nicht vom Platze, so daß seine Frau dachte, er sei doch ein trockener Trappi, daß er jetzt nicht einmal aufstehe und mitsinge. Der gute Jakob hätte

gerne mitgesungen, aber er hätte keinen Ton herausgebracht, so war er ergriffen und wie Bäcklein liefen ihm die Thränen über die Wangen. Er hätte es nicht für möglich gehalten, daß man etwas so Schönes machen könne, meinte er und begeistert rief er aus: „Es geit doch nüt über üses schöne Bärnerländli und über üsi schöni Schwyz.“ Frau Knuchel gab ihm einen sanften Stoß und sagte: „Aber Jakob, was besch o, d'Lüt luege ja uf di.“

Nachmittags war es namentlich die Mutter Knuchel, welche ihre herzliche Freude hatte an dem malerischen und lieblichen Umzug der Kinder und sie ließ es sich nicht nehmen, ihnen auf den Festplatz nachzugehen und dort die Spiele und Turnübungen zu verfolgen.

Abends ging Jakob mit den Seinen in die Festhütte, er wollte noch ein wenig Musik hören und eine gute Flasche trinken. Nach einem solchen Tag gehe man nicht trocken heim, man müsse sich so lange als möglich in der gehobenen, patriotischen Stimmung zu erhalten suchen, die Erinnerung sei dann um so schöner und nachhaltiger. Die elektrischen Lampen kamen ihm zwar etwas verdächtig vor, aber er dachte, er wolle es noch einmal probiren und schauen, ob der Doktor Recht gehabt habe.

Gewaltig wogte es in den beiden Festhütten hin und her. Nun war man nicht mehr von banger Erwartung gequält, wie das Festspiel ausfallen werde; man konnte sich ganz der Freude hingeben, eine vollkommene Leistung hinter sich zu haben. In fröhlichem Uebermuth strahlten die Gesichter, an den Tischen wurde allerlei munterer Schabernack getrieben und die Festwirtschaft wurde förmlich belagert von der durstigen und fröhlich gestimmten Menge. Umsonst stellte sich ein Komitemitglied auf einen Tisch und mahnte zur Geduld, es komme jeder zu seiner Sache. Als er sah, daß alles Zureden nichts fruchten wollte, rief er ganz verzweifelt aus, wenn das so zufahren sollte, so wäre es ihm bald lieber, Bern wäre nie gegründet worden.

Die verschiedenen Vereine hatten ihre Nummern wieder gefunden, und die Studenten spielten: „Wie gefällt dir deine Nachbarschaft.“ Dies betraf nämlich die lebenswürdigen Festchoristinnen mit ihren festen Hüthen und die Sandwichsfraulein, welche die Tische der bunten Mägen schmückten.

Auch heute hatten die Studenten keine Zeit, sich um ihre weitere Nachbarschaft zu kümmern; sie waren in erster Linie die galanten Cavalieri, wogegen der grimme Vereinstiger in den Hintergrund treten und seine Krallen einziehen mußte. Zudem ruhten die Studenten auf den im Festspiel erworbenen Lorbeeren aus für ihren mit ächt studentischer Originalität aufgesaßten und im Rhythmus akademischer Freiheit vorgetragenen Cantus.

Von dem Musikpavillon schmetterte muntere Musik in den Platz hinaus und in den Festhütten erfreute sich das Publikum an den prächtigen turnerischen Produktionen unserer bewährten städtischen Vereine, welche abwechselten mit frisch und warm vorgetragenen Volksliedern.

Knuchels von Knorzigen hielten lange aus. Pächters Christian, vom Hüttenleben mitgerissen und vom Festwein ermuthigt, war zu ihnen gestoßen und hatte sogar gewagt, sich Lisi gegenüber zu placiren. Er stieß häufig mit ihr an, wobei sie ihn jedesmal anschaute, daß es Christian wind und weh wurde. Er dachte, so durchbohre man ihn nicht einmal bei einer eidgenössischen Inspektion. Plötzlich fühlte Lisi etwas auf ihrem Schooß herumkrabbeln und erwißte noch einen Finger Christians, den sie aber gleich fahren ließ und sich anschickte, einen andern Platz einzunehmen. Das sei doch anfangs stark, so weit seien sie dann noch lange nicht. Christian entschuldigte sich, sie wolle doch ja nicht zürnen, er habe nur spüren wollen, ob unter den Tischen auch so Drähte seien für die Hütte, wie am eidgen. Schießet von anno 1885; er fühle so heiß im Kopf.

Es war Mitternacht vorbei, als Knuchels und Christian, den sie zum Mitfahren eingeladen hatten, zur Stadt hinaus gegen Knorzigen fuhren. Jakob war froh, die Zügel dem Christian überlassen zu können, er sei müde und möge den Wein nicht mehr am besten vertragen, zudem tanze ihm das Festspiel immer noch vor Augen.

Der Sonntag war dem Volke gewidmet und brachte in bunter Abwechslung Schwinget, Gefang, Tanz und ländliche Spiele. Jakob Knuchel ließ sich nicht lange bitten, Nachmittags wieder nach Bern zu fahren, er hätte es zu Hause gar nicht ausgehalten. Er hatte dann auch seine helle Freude an den Kämpfen und Spielen und es gefiel ihm hunderbar wohl, daß Pächters Christian im Hurnuffen einer der geschicktesten und gewandtesten war.

Am Abend hatte er manche Täubi in der Festhütte zu verwerfen. Nach seiner Meinung hätten die Darsteller des Festspiels ihre Rollen weiter spielen sollen, so lange sie überhaupt noch das Kleid trugen. Da sah man sie aber aus allen Jahrhunderten zusammengewürfelt, Freund und Feind beisammen, einträchtiglich ihren Festwein trinken. Dies kam ihm gerade so vor, wie zwei Advokaten, welche sich in der Gerichtsverhandlung in den Haaren liegen und hernach, wenn die Klienten fort sind, gemüthlich einen Jaß machen. Große Freude bereiteten allerdings die frischen Gesangsvorträge verschiedener städtischer Vereine, sowie des schmunzenden Gemischten Chors aus dem Emmenthal. Hell auflachen mußte Jakob, als plötzlich Albrecht von Haller das Musikpodium betrat, den Taktstock ergriff und die Konstanzer Musik unter würdigen Gesten zum Bernermarsch dirigirte. Dem Herrn Haller müsse er absolut eine Flasche bezahlen, meinte Jakob und lief schnurstracks auf den würdigen Herrn los. Wie er ihn aber des Nähern anschaute, fuhr er plötzlich zurück und sagte ganz verblüfft: „O Herr Jeses, sit Dirs, Herr Fürsprech? Dir heit mer zwar einisch e Handel verlore, aber i zahle jitz glych e gueti Fläschel!“ Nahe bei Knuchels Platz war auch einmal der von Jakob so gehaßte Ratscherr vorübergegangen, glücklicherweise aber von ihm nicht bemerkt worden. Frau Knuchel hatte ihn erkannt, ihn aber nicht verrathen wollen.

An jenem Abend ging es bei der Festwirtschaft wie bei einer regelrechten Belagerung, wo man allmählig ausgehungert wird, nur kam hier namentlich das Getränk in Betracht. Zuerst hieß es: Kein Bier mehr; nach einiger Zeit ging der Festwein aus, hernach: Kein Neuenburger mehr, nur noch Champagner; bis schließlich auch diese edle Marke nicht mehr zu haben war.

Am Montag fühlte sich Jakob etwas belegt im Kopf und blieb zu Hause, doch erlaubte er dem Christian, welcher so brav geburnuffet hatte und nun die Lisi ganz manierlich einzuladen kam, das Meitschi mitzunehmen, worauf die Beiden, wie es schien, ziemlich vergnügt von dannen zogen.

Ihrer Stimmung gemäß nahmen sie am Abend in der Festhütte stadtwärts Platz und obsson Lisi gräglich gern tanzte, zürnten sie es doch nicht, daß die in Aussicht genommenen Belustigungen unterbleiben mußten. Sie hatten unter sich Unterhaltung und Abwechslung genug. Bald sprachen sie freundlich zusammen, dann machte Lisi plötzlich den Kopf und drohte wegzulaufen; hernach sah man Christian die Faust ballen; aber sie blieben doch den ganzen Abend schön beisammen, keines wich vom Plaze und einträchtig zogen sie in später Stunde ihrer Heimath zu.

Als dann am andern Morgen die Mutter Lisi fragte, ob sie jetzt einig sei mit Christian, brummte Lisi, sie glaube ja, er habe ihr wenigstens etwas gestürmt vom Heirathen, aber das pressire nicht halb so. Christian beeilte sich, seinen Sieg, den er am Abend in der Festhütte errungen, auszunützen und zu vervollständigen und kam noch gleichen Tags mit einem prächtigen Meien und einer Festmedaille mit dem Jähringerkopf, welche er in ernster Rührung seiner Lisi überreichte, als Andenken an die schönen Stunden in der Berner Festhütte.

Sauber ist der Tisch, welcher mit unserm

Tisch-Linoleum

belegt ist. Das Linoleum wird auf den Tisch geleimt und hält so jahrelang. — Leichte Reinigung. — Grosse Ersparnis an Wäsche. Das Beste für Küchentische, Schränke, Wirtschaftstische, Ladentische etc. etc. Farben und Muster durchgehend.

50 cm breit	Fr. 3.25	bis Fr. 5.75	per Meter
75 cm breit	Fr. 4.90	bis Fr. 8.65	per Meter
125 cm breit	Fr. 8.15	bis Fr. 14.40	per Meter
200 cm breit	Fr. 11.75	bis Fr. 20.85	per Meter

Auf Wunsch besorgen wir das kunstgerechte Belegen der Tische!

Tisch-Wachstuch

in allen gangbaren Breiten, weiss und farbig gemustert.

Meyer-Müller & Co. A.G.
Bern, Bubenbergplatz 10

Bieri-Möbel
seit 1912 gediegen, preiswert
Fabrik in RUBIGEN Bern-Tel. 7.15.83